

PREDIGT VON MILITÄRGENERALDEKAN MATTHIAS HEIMER ANLÄSSLICH DER ERÖFFNUNG DER 60. GESAMTKONFERENZ EVANGELISCHER MILITÄRGEISTLICHER AM 9. MÄRZ 2015 IN DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN RÖSRATH-VOLBERG.

„WENN ICH SU AN MING HEIMAT DENKE“

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserem Vater und unserem Herrn Jesus Christus,
liebe Schwestern und Brüder,

ganz herzlich begrüße auch ich Sie zur 60. Gesamtkonferenz und freue mich, dass wir zu Beginn hier in dieser schönen Kirche „*entre nous*“ gemeinsam Gottesdienst feiern.

„Heimat – östlich von Eden, unstet und flüchtig“ so lautet das Thema, das die Kolleginnen und Kollegen vom ausrichtenden Konvent hier im Westen ausgewählt und uns allen aufgegeben haben. Kann es für dieses Thema einen besseren Ort als Köln und Umgebung geben? Ich kenne auf jeden Fall keine andere Stadt in Deutschland (vielleicht mit Ausnahme von Hamburg, wo man mit sehnsuchtsvollen Seemannsliedern mithalten kann), über die so viele Lieder geschrieben worden sind mit so deutlichem Heimatbezug. In kaum einer anderen Stadt werden so viele Lieder von so vielen Menschen gesungen, in denen wehmütig und/oder wohligh die Stadt als Heimat besungen wird. Vielleicht war es ja sogar der *genius loci*, der euch, liebe Schwestern und Brüder aus dem Westen, zum Thema geführt hat.

Wer kennt, zumindest hier im Rheinland, nicht die heimliche Stadthymne von Köln, die der Kölner Liedermacher Willi Ostermann 1936 auf dem Sterbebett gedichtet hat? Zum ersten Mal erklang es dann bei seiner Beisetzung am offenen Grab: „Heimweh nach Köln“:

In Köln am Rhein bin ich geboren, ich habe, und das liegt mir im Sinn, meine Muttersprache noch nicht verloren, das ist etwas, worauf ich stolz bin.

Wenn ich so an meine Heimat denke und sehe den Dom so vor mir stehen, möchte ich direkt zur Heimat kehren, ich möchte zu Fuß nach Köln gehen.

Und wenn der Herrgott mich einst ruft, dann sage ich zu Petrus: „Ich kann es dir ruhig anvertrauen, dass ich Sehnsucht nach Köln habe.“

Und schaue ich vom Himmelstor dereinst hier auf meine Vaterstadt, will ich dort oben still sagen, wie gern ich dich, mein Köln, hatte.

Wenn ich su an ming Heimat denke / un sin d'r Dom su vör mer ston, / mööch ich direk op Heim an schwenke, / ich mööch zo Foß no Kölle gon.

In vielen Karnevalsliedern mit ihren eingängigen Melodien (das gilt natürlich erst recht, wenn man einige Kölsch dazu getrunken hat) sind die Texte wahre Sehnsuchtslieder. Die Sterne funkeln, die Glocken klingen, der Dom steht da: Heimat! Wer je Karneval hier in Köln gefeiert hat, der versteht auch, warum das so ist. Man hat mit guten Freunden richtig Spaß gehabt und gesungen: *Echte Freunde stehen zusammen ...* Oder man ist alleine los gezogen und hörte und erlebte dann: *„Drink doch eene mit, stell dich nit so aan, haste auch kein Geld, dat is ganz egal, drink doch mit und kümmer dich nicht drum.“*

Da haben wir schon einen ganz zentralen Aspekt, der zur Heimat unbedingt dazu gehört, nämlich, nicht allein gelassen zu werden, vielmehr geborgen zu sein. So heißt es dann auch in einer weiteren Hymne der Kölner: *„Kölle! Du bes e Jeföhl“*, und das ist Heimat auf jeden Fall auch: ein Gefühl! Ein Gefühl, nach dem sich vermutlich alle Menschen sehnen bzw. froh sind, wenn sie es erfahren haben. Ein Gefühl zu dem viele Eindrücke, Erfahrungen, Erlebnisse und Umstände gehören. Farben, Gerüche, Klänge und vieles mehr. Mir geht es selber z. B. immer noch mit Griechenland so, wo ich als Kind ein paar Jahre leben durfte. Wann immer ich dort ankomme, durchströmt mich ein solches Gefühl von Heimat, oder vielleicht von Kindheit, auf jeden Fall ein wohlighes Gefühl. So geht es mir auch, wenn ich hier ins Rheinland komme. Natürlich gehören auch der Klang der Sprache dazu und bestimmte Geschichten, die sich damit unmittelbar verbinden. Damit ist überhaupt nicht gesagt, dass solche heimatlichen Orte oder Gegenden unbedingt schön sein müssen. Es gibt bestimmt schönere Städte als Köln, z.B. das nah gelegene Düsseldorf ... aber das ist eine ganz andere Geschichte.

Heimat heißt auch: Da kenn ich mich aus, da fühle ich mich sicher. Das kann auch über den konkreten Ort, wie diese Kirche hier z.B., die der Gemeinde eine Heimat ist, hinausgehen. So können auch Gepflogenheiten Heimat bieten, so dass auch wir, die wir jetzt hier Gottesdienst halten, uns hier in dieser uns gar nicht näher bekannten Kirche zu Hause fühlen. Die Liturgie, vertraute Lieder und Texte gehören dazu, und jeder von uns Pfarrerinnen und Pfarrern weiß, welche Welle der Empörung oder zumindest der Verunsicherung losgeht, losgehen kann, wenn man etwas an den vertrauten Formen und Gebräuchen ändern will. Wir erleben in unserem jetzigen beruflichen Umfeld ja auch immer wieder, wie sehr sich Soldatinnen und Soldaten solch einen Ort suchen und ihn mit mitunter ganz spärlichen Mitteln in den Einsätzen möglich machen. Die Kirche als Ort, aber auch als Funktion, vermittelt Heimatverbundenheit und unter Umständen Sinnstiftung. Sie gibt Halt und einen Rahmen inmitten einer eher fremden Umwelt.

Kirche als Heimat?! Die Mutter Kirche? Das ist auf jeden Fall eine Frage, die uns auf dieser Tagung beschäftigen wird, ja mehr noch, eine Frage für unser Leben. Eine Frage, die für uns als Geistliche von existentieller Bedeutung ist, ähnlich wie es für die Soldatinnen und Soldaten mit der Bundeswehr ist. Da ist ja manch einer, der das so nicht mehr sagen kann: Die Bundeswehr ist meine berufliche Heimat, meine zweite Familie vielleicht. Das ist aber wichtig für die persönliche Verortung und Identifikation mit dem, was man tut und wofür man sich einsetzt. Ist es nicht doch so, bei allem sogenannten Multikulti und multireligiösem Pluralismus; bei allem „alles verstehen“ und „überall leben können“, dass es dabei schließlich doch erhebliche Schwierigkeiten gibt, wenn es dadurch zur Diffusion von Konstanten, von Regeln und wiedererkennbaren Zeichen kommt, die einem Geborgenheit, Vertrautheit verheißen.

Selbst die Jet-Set Menschen, die heute hier und morgen dort sind und dabei behaupten, überall zu Hause zu sein, brauchen dafür eben doch ihre eigene Ordnung. Sie suchen sich ihren Erkennungs- und Sicherheitscode in Form von vertrauten Hotelketten, Fluglinien, Markenkleidung, Stil, der einen Wiedererkennungsfaktor in sich trägt, der Zugehörigkeit signalisiert. Das gilt ja grundsätzlich für viele Gruppierungen, die gerade darin ihren Sinn haben, erkennbar für einander zu sein. Siehe die Bundeswehr mit ihren Teilstreitkräften und dem neuen Versuch, zivil und militärisch zusammen zu denken.

Dabei wird dann auch die Sprache ganz wichtig. Manchmal sogar wieder die Kirchengemeinde, die im Inland vielleicht kaum noch eine Rolle im persönlichen Leben spielt. Auch das kennen wir aus den Einsätzen ganz gut. Und bei allem Bemühen um gesellschaftliche Integration von Ausländern wird das Sprachproblem immer wieder deutlich. Wenn man selber im Ausland ist, spielt die Mutter-/Vatersprache eine wesentliche Rolle. Da sind wir Deutschen in keiner Weise anders als etwa die Menschen, die versuchen, hier bei uns eine neue Heimat zu finden. Wer, zum Beispiel, je Deutsche auf Mallorca erlebt hat, die sich dort niedergelassen haben, weiß das. „*Das einzige, was fehlt, ist die Aussicht vom Balkon op der Dom ...*“ heißt es auch dazu treffend in einem anderen Kölner Lied. Die vertraute Sprache, die gewohnten Speisen und eben auch Gebräuche gehören einfach zum Leben dazu, zum Wohlfühlen auf jeden Fall.

Und so war es auch im Garten Eden. Ein vertrauter Ort war er mit vertrauten Wegen. Mit sich vertrauten Menschen und einem vertrauten Schöpfergott. Ein Ort mit lebensordnenden, vertrauten Regeln. Aber Halt! Sollte Gott wirklich gesagt haben von den Früchten des Baumes mitten im Garten: „*Esset nicht davon, rühret sie auch nicht an, dass ihr nicht sterbet!*“ Na klar, hat er das gesagt! Ja doch! Aber die Neugier, das Interesse am Leben, der Versuch, noch etwas Neues neben dem Vertrauten zu erfahren, er wurde zur Versuchung und führte ins Chaos der Gefühle: Wo bin ich hier eigentlich? Wer bin ich eigentlich? Was soll nun werden? Der Garten hatte sich gar nicht verändert, alles war noch am vertrauten Platz, und doch war plötzlich alles ganz anders. Man selber war ganz anders und schämte sich, äußerlich über die eigene Nacktheit, die mit einem Mal bewusst wurde, innerlich über das gestörte Vertrauen. Angst stellte sich ein.

Aus war es mit dem vertrauten, unschuldigen nachmittäglichen Spaziergang mit dem Schöpfer. Das Versteckspiel begann, was uns bis heute umtreibt. Aber es gelingt eben nicht, so wenig wie es kleinen Kindern gelingt, die sich die Augen zuzuhalten und rufen: Ich bin gar nicht da! Es wird nicht einfach wieder gut, indem wir uns hinter dem Baum verstecken. Auch der Versuch der Schuldverschiebung hilft nicht. „*Die Umstände und der oder die andere sind Schuld.*“ Gott lässt das nicht gelten, und wir Menschen wissen das.

Adam? Mensch, wo bist Du? Und unversehens findet er sich selber draußen, vor der Tür. Der Garten, die Heimat, das Paradies, der Ort der Unschuld ist verschlossen und unbefahrbar geworden. In dieser Geschichte wird uns von einem Regelverstoß berichtet, der drastische und dramatische Folgen hat. Und kennen es wir es nicht aus dem persönlichen Leben nur zu genau? „*Es ist dir gesagt Mensch, was gut ist ...*“ Aber ...

Mit diesem „Aber“ bringt der Mensch sich und die ganze Welt ins Chaos, und gerade das hatte Gott doch am Anfang so schön geordnet. Erst dadurch wurde doch unser Leben überhaupt erst möglich. Ja, alles richtig, und zugleich sagt die Geschichte vom Anfang für mich auch ganz deutlich: Es geht offenbar gar nicht anders. Es geht gar nicht ohne den Regelverstoß oder Regeltausch: Gottes Regel gegen meine eigenen Regeln.

Ganz nüchtern: Der Mensch hat ihn begangen und er wird ihn begehen, jeder! Und jeder kommt dadurch jenseits von Eden an. Wir können Heimat empfinden und haben davon gehört. Wir können Vertrauen haben und haben davon gehört. Wir können und wollen Geborgenheit erleben und wir können und wollen im nächsten Atemzug auch nicht. Wir sind unstet und flüchtig und auf uns selbst gestellt. Es kommt von uns selber und dann auch durch Umstände, die wir selber nicht immer zu verantworten haben; denn wir sind nicht alleine, vielmehr vielfach den Regeln anderer ausgesetzt.

Die unzähligen Flüchtlinge auf Erden, von denen es gerade jetzt furchtbarer Weise so viele wie kaum je gibt, sind ein Beleg dafür. Umstände führen dazu, die mit Gott nichts zu tun haben, aber eben ganz viel mit uns, mit unserer Art und unseren Verstößen gegen die Regeln guten Zusammenlebens. Aber ich will jetzt gar nicht in die große Politik abschweifen und es mir damit am Ende mit dem Verweis auf „die da oben“ bequem machen, denn es geht um mich und jeden einzelnen von uns. Da fängt es an und da hört es auch auf. Ich habe die Sehnsucht nach Glück und Harmonie und Heimat: *„Wenn ich so an ming Heimat denke ...“* dann möchte ich dorthin, sogar wenn es mir Mühe macht, notfalls zu Fuß. Denn draußen herrscht Not, Elend, was nichts anderes als Ausland heißt. Und fast im gleichen Atemzug kommt auch die Neugier nach dem Neuen, Unbekannten auf: Lauthals mitsingbar in dem Klassiker des jüngst verstorbenen Udo Jürgens: *„Ich war noch niemals in New York, ich war noch niemals auf Hawaii, ging nicht durch San Francisco in zerrissenen Jeans ...“* Oder, um noch mal den rheinischen Karneval zu bemühen, wo es in einem Lied heißt: *„Der Liebe Gott weiß, dass ich kein Engel bin ...“* Deswegen kann er ruhig noch ein bisschen auf mich warten, was dann in der Zeile anklingt: *„Das mit dem Himmel, das kriegen wir schon hin.“*

An dem Lied gefällt mir, wie an vielen Karnevalsliedern, der Bezug auf Gott. Das Wissen oder der Glaube daran, dass da einer ist, der eine gute Ordnung geschaffen hat, der Gutes für uns will. Das bestätigt sich ja auch, trotz allem, in der Geschichte von der Vertreibung aus dem Paradies wie in der Geschichte von Abrahams Auszug in die Fremde. Gott machte ihnen Schurze, er segnet sogar, er gab und gibt Spielraum, allerdings begrenzt durch die unüberwindliche Grenze des Todes. Sie ist die schärfste Grenze, die kein Lebender passieren kann. Ja, sogar Gott selber nicht; denn als er sich aufmachte, so wie Abraham aus seines Vaters Haus, und im Stall zu Bethlehem zur Welt kam, da ging es gleich los und weiter mit Mord und Totschlag, mit Flucht und Vertreibung. Auch er entkam uns nicht. Er wollte es so. Er wollte und will mit uns leben. Er wollte und will nicht ohne uns sein. Er will es so, er, der zwar heilsame Ordnung für uns bereit hält, aber selber kein Gott der Ordnung, sondern ein Gott der Freiheit ist, der sogar so frei ist, seine eigene, selbstgesetzte Grenze schließlich doch zu überqueren, um sie auch für uns wieder passierbar zu machen. Jetzt in der Passionszeit denken wir besonders daran. Wir gehen voller Freude auf Ostern zu, weil wir da erfahren, dass Jesus nicht im Tod geblieben ist, vielmehr den Weg ins Leben zurück gefunden und begehrbar gemacht hat. So dürfen wir berechnete Hoffnung auf die Erfüllung unserer Sehnsucht haben. Das Paradies ist keine Fama, sondern eine Wirklichkeit! Es gibt diesen Ort!

Es gibt diesen Ort, wo ich ganz nackt sein darf, ohne mich schämen zu müssen. Nackt nicht aus Lust, sondern mit aller damit verbundenen Verletzlichkeit. Nacktheit heißt hier, dass nichts mehr verborgen ist und es auch nicht mehr zu sein braucht. Dort, bei Gott, bin ich aus seinem Willen heraus und um meinetwillen geborgen. Durch Gottes Menschwerdung als äußerstes Zeichen seiner Zuneigung und Liebe zu uns ist das möglich: Davon heißt es in einem Weihnachtslied: *„Heut schleußt er wieder auf die Tür zum schönen Paradeis.“* Bei uns zu Hause lese ich am Heiligabend deswegen immer die Geschichte vom Sündenfall und die Geschichte von der Geburt vor der verschlossenen Tür des Weihnachtszimmers, wo der Baum als Zeichen für das Leben steht, geschmückt mit den Kugeln, die uns an die Früchte der Versuchung erinnern und uns als Paradiesesfrüchte auch sagen wollen: Alles ist gut.

Es ist nach meinem Verständnis unsere schönste und vielleicht auch schwierigste Aufgabe, uns selber und dann allen, denen wir begegnen, von dieser Heimat, von der Geborgenheit bei und in Gott zu erzählen. Schließlich stimmt es schon: Wir sind hier auf diesem vermutlich schönsten aller Planeten nicht wirklich zu Hause. Irgendwie auch immer in der Fremde, deswegen gibt es ja all die Sehnsuchtslieder, die im Tiefsten immer wissen, dass kein Ort und auch kein Mensch auf Er-

den zur Erfüllung werden kann, weil immer die Vertreibung und Zerstörung mit geahnt werden. Was hätte Willi Ostermann wohl neun Jahre, nachdem er die kleine Hymne gedichtet hat, gesagt, wenn er das völlig zerstörte und entvölkerte Köln gesehen hätte?

Kürzlich las ich eine, meine ich, zutreffende Betrachtung unserer Existenz: „Wir stehen vor dem Problem der Endlichkeit, erzittern vor den Irrungen und Wirrungen der Liebe, leiden unter Verlusten in der Vergangenheit und starren mit Angstlust in die Zukunft.“ Aber im Glauben an Gott können wir doch von unserem Zuhause sprechen, denn es ist seine Welt, die er für uns erschaffen hat, und sein Leben, das er für uns gegeben hat. So können wir selbst von den entlegensten und von zerstörten Orten sagen, dass sie nicht von Gott verlassen sind. Und wo auch immer wir einmal zu Grabe gelegt werden, wird es immer Gottes Erde sein. Diese Verheißung klingt trotz der Verbannung in der Geschichte vom Sündenfall an. Denn es ist selbst darin eine Liebesgeschichte. Alles war gut gemacht, auch der freie Wille von uns Menschen mit allen Gefahren des Missbrauchs. Aber nur so sind wir Menschen.

Aber, liebe Gemeinde, das, was ich jetzt so sicher gesagt habe, ist im selben Moment für viele, und manchmal auch für mich, gar nicht so gewiss. Für viele ist es überhaupt nicht zu glauben. Es ist eben eine Hoffnung auf etwas, das wir nicht sehen, das wir nur ersehnen und erahnen können. Ich kenne Menschen, die haben keine Hoffnung darauf, dass da einer ist, der uns eine Wohnung im Himmel bereit hält, die haben nach langem, mühevollen Leben und Mühen um den Glauben dennoch keine Erfahrung von Geborgenheit gemacht oder trauen ihr nicht mehr und wissen nicht, wo sie sie noch suchen und finden können.

So wünsche ich nichts mehr, als dass wenigstens ein Funke Hoffnung bleibt, sozusagen der Gottesfunke, der am Ende alles möglich macht. Er hat ja auch ganz klein unter uns angefangen und ist am Kreuz elendig gestorben, und er ist doch und gerade so die Tür, der Weg zum großen Leben. Jesus Christus, der Weg, die Wahrheit und das Leben. Gebe Gott, dass das wahr ist! Gebe er uns allen die Kraft, daran zu glauben und in diesem Glauben im besten Sinne des Wortes zu Hause zu sein.

Amen!